

(Nachdruck verboten.)

1) Bankrott.

Von J. Schwarz.

Nun war's heraus! Er reckte die Arme wie einer, dem eine schwere Last abgenommen worden, und seine Brust hob sich in einem tiefen Atemzug. Nun war's heraus! Um diese Zeit wußten es alle. Fast regte sich etwas wie Neugier in ihm. Er hätte unsichtbar zugegen sein mögen, um zu sehen, welchen Eindruck die Kunde an der Börse hervorbrachte, daß das Haus Helsing erfallert habe. Haus Helsing. Das alte solide Geschäft, das fest gestanden wie ein Fels im Meer nun schon vierzig Jahre.

Der Mann stöhnte und bedeckte die Augen mit der Hand. Und sie wußten noch nicht alles. Aber das wird kommen. Leise, wie ein Windhauch, wird es aufspringen, da und dort . . . sie werden es sich in die Ohren flüstern und eines Tages wird es einer anschreien, laut . . . auf offenem Markte, daß Karl Helsing ein Betrüger und ein Dieb!

Der Mann fuhr herum. Wer hatte das gesagt, wer hatte gewagt, das zu sagen?! Karl Helsing ein Betrüger und ein Dieb? Karl Helsing? Fragt doch Land auf, Land ab, ob da einer ist, der Karl Helsing nicht sein Vermögen, mehr noch, der ihm nicht seine Ehre in die Hände gelegt hätte, unbedenklich und vertrauensvoll. Und der ein Betrüger und ein Dieb?

Es schüttelte den einsamen Mann. Dann aber raffte er sich auf. Mochten sie! Mochten sie kommen, alle — alle! Mochten sie mit Fingern auf ihn zeigen! Ja, er hatte ein Leben der Lüge geführt und der inneren Schmach. Nicht seit heute, seit gestern — seit vielen, vielen Jahren schleppte er die Last mit sich herum, und je mehr sich die äußeren Ehren häuften, je höher er stieg in der Achtung seiner Mitbürger, um so wuchtender hatte sie sich auf ihn gewälzt. . . .

Nun war er frei! Um welchen Preis. . . . Pah, was fragte er danach. . . . Er war frei!

Und wieder hob ein tiefer Atemzug die Brust und es irrlichterte fast wie ein Lächeln über das verfallene Gesicht.

Frei! . . . Sie mochten kommen!

Sie kamen. Sie kamen von allen Seiten, aus allen Ecken und Enden, es wurden ihrer mehr und mehr. Kleine Leute, die ihr letztes Scherflein gebracht hatten, große Bankiers, die mit großen Summen darin steckten und sich nur Vorwürfe machten über ihre unzerzeihliche Vertrauensseligkeit, Freunde, Verwandte, die „aus Gefälligkeit“ Gelder hergeliehen, Wechsel unterschrieben hatten.

Das Wasserlein der Verschuldung wuchs und schwoh und wurde zum tosenden Meer, und aus den Vorwürfen wurden Verwünschungen und Flüche, und leise Vermutungen und Andeutungen verdichteten sich zu Anklagen, bis es plötzlich da war, riesengroß, das Gespenst der Schande und mit aufgehobenem Finger hindeutete und sagte: „Da ist er, der Dieb, der Fälscher! . . .“

An Karl Helsing prallte alles ab. Er schien völlig stumpf geworden und empfindungslos. Dem Jammern von Frau und Töchtern entzog er sich in barscher Weise oder ließ es teilnahmslos über sich ergehen. Auf die Anklagen und Vorwürfe der Verwandten und Freunde hatte er nur ein müdes: „Ja, Ihr habt recht, ich bin ein schlechter Mensch, bin ein Betrüger und Dieb, bin des Vertrauens nicht wert, daß Ihr mir geschenkt habt; aber nun bin ich's los . . . bin . . . es los . . . mag kommen, was da will!“

Und wenn von da und dort eine Hiobsbotschaft eintraf, die Kunde kam von dem Muin dieses guten Freundes, dem Untergang jenes kleinen Mannes — o, es waren ihrer viele, die er nach sich gezogen hatte —, wenn er die Verachtung fühlte, die ihn traf, wo immer er sich blicken ließ, wenn die Fäuste sich ballten gegen ihn, bei dessen Anblick sonst die Mägen und Hüte geflogen, wenn er im blaffen Antlitz seiner Schwiegeröhne und Töchter die Anklage las, die sich gegen ihn dort eingrub, denn er hatte auch sie um den letzten Heller ihres Vermögens gebracht, dann hatte er für alles das nur ein müdes Achselzucken. Er hatte das kommen sehen, in langen, qualvollen Stunden hatte er, der Menschenkenner, sich das abspielen sehen, — nun es da war, was war es ihm?

Nur einmal schien sein stumpfer Gleichmut ihn verlassen zu wollen.

Klaus Groleman, der einzige Sohn seiner verstorbenen Schwefter, kam, um Rechenschaft von ihm zu fordern. Er war dem Dunkel näher gewesen, als dessen eigene Kinder, seine Entwicklung, seine ganze Lebensrichtung hatte er aus seiner Hand empfangen. Ihn auch dankte er die Kassiererstellung an der M.ichen Bank, und als er vor einigen Jahren eine vermögende Waise heimgeführt, hatte er, dem sehr einleuchtenden Räte des Dunkels folgend, das Vermögen seiner Frau nicht in niedrig verzinnten Staatspapieren oder gar in unsicheren Spekulationswerten angelegt, — sondern es in das Geschäft des Dunkels gesteckt. Das war sicherer als das sicherste Papier und brachte ihm sechs Prozent Zinsen.

„Du sollst nicht glauben, daß ich's in meinem Interesse thue, wenn ich Dir rate, Dein Geld in meine Hand zu legen, besonders da Du mit solcher Hartnäckigkeit jede Sicherstellung Deines Kapitals abweist!“ Damit begründete der Dunkel den hohen Zinssatz. „Pah, Sicherstellung, Dunkel“ hatte er damals übermütig geantwortet, „das wäre gerade als ob ich eine Sicherstellung dafür verlangen wollte, daß morgen die Sonne aufgeht. Du erweist mir eine Gefälligkeit und verhilfst mir außerdem geradezu zu Wucherzinsen. Wird sich mein Frauchen freuen!“

Und nun! . . .

„Warum hast Du mir das gethan? . . . Warum? . . . Mir! . . . Das! . . .“

Es glühte wie verzehrendes Feuer aus den dunkeln Augen des jungen Mannes, der mit verwildertem Haar und Bart, in den die letzten Wochen silbergraue Fäden eingestreut hatten, vor der im Lehnstuhl zusammengesunkenen Gestalt des Dunkels stand.

„Was hab' ich Dir mehr gethan als den Andern, was mehr als meinen eignen Kindern?“ kam es mit einer Art verjagenden Trostes aus dem Muin Helsingers.

Der junge Mann lachte auf. Ein lautes, mistönendes Gelächter, das wie in einem Schluchzen endigte.

„Was Du mir gethan hast . . . was mehr wie den Andern? Wart, Dunkelchen, ich will Dir's aufzählen, hübsch der Reihe nach und das kleinste zuerst. Also Du hast mich um mein Vermögen bestohlen, hast mich zum Bettler gemacht, und hast es gewußt . . . gewußt, daß es so kommen würde, in demselben Augenblick, in dem Du vor fünf Jahren den Vertrauenden in Deinen Schlingen fingst. . . . So, das hast Du gethan und das ist das kleinste. Jetzt merk weiter auf: Gestern früh habe ich meine Entlassung bekommen. Man wolle mir persönlich nicht nahe treten, gewiß nicht, aber ich müsse einsehen . . . begreifen . . . von ihrem Kassierer müßten sie auch Caution verlangen; man habe bei mir davon abgesehen, aber nun . . . So, das ist Nr. 2. Und als Martha nun auch noch das erfährt . . .“ Die Stimme des Mannes schwankt, und er tastet wie hilflos durch die Luft, „da fängt sie an zu lachen . . . und zu lachen und zu lachen . . . lachen . . . lachen . . . Ha . . . haha!“

Und er lachte wieder auf, schrill und schneidend, daß der Mann im Sessel sich wand wie in körperlicher Pein.

„Ich danke meinem Schöpfer, als sie vor Ermattung zusammen sank. Seither liegt sie da, still und regungslos. Sie jammert nicht, spricht nicht. . . . Der Arzt sagt: abwarten . . . jede Aufregung fernhalten . . . ha, ha, . . . hörst Du? Jede Aufregung fernhalten . . . bei ihrem Zustand. . . . Und siehst Du, darum komme ich her, um Dir das alles ins Gesicht zu sagen, alles das, und auch noch das letzte: Du hast mir mein Vermögen gestohlen, meine Stellung und meine Ehre, Du hast mich um mein Glück betrogen und Du hast mich selbst . . . das beste in mir gemordet. Du warst mein Heros, mein Abgott, der Inbegriff der Rechtschaffenheit; und hättest Du vor Jahr und Tag mir Deine Lage enthüllt, ich hätte Dir jeden Pfennig gegeben, und Du wärst mir der geliebte, der Du warst; ich hätte es für Unglück genommen und weiter an die Lauterkeit und Rechtschaffenheit dessen geglaubt, der mir die fleischgewordene Redlichkeit, der verehrungswürdigste Mensch schien. Und nun Räuber und Mörder ringsum! Seit Jahren ein Gauner, ein Betrüger und Schwindler! Ja, wahrhaftig, sie

haben recht, daß sie mich, der sich nie auch nur in Gedanken etwas zu schulden kommen ließ, daß sie mich davonjagen wie einen Hund. Warum denn noch jemandem trauen? Ich traue mir selber nicht mehr, traue niemandem mehr! Lauter Lumpen, lauter Diebe . . . Gaha! Eine lustige Welt! . . . Komm' Bruder Dieb! . . . In mein Herz, Bruder Dieb! Doch nein, Du bist der Größte, Dir gebührt Schuldigung!"

Klaus war auf den Oheim zugestürzt, um ihn vom Sessel emporzureißen. Nun hielt er inne und bog das Knie vor dem Erschrockenen, der seine Blicke hilfesuchend umhergehen ließ.

"Glaubst, ich sei verrückt geworden? Gaha, Beruhige Dich, Onkel, ich bin klar, sehr klar . . . zu klar . . . Will Dich auch nicht länger belästigen, Teufel! Aber eins sage ich Dir" fuhr er fort, als Karl Helfinger Miene machte, sich aufzurichten und zu sprechen, "das sag' ich Dir: laß Deinen salbungsvollen Ton, laß ihn heut und immer. Wie ich Dich kenne, wie ich Dich nun kenne, wirst Du's doch wieder wagen, später, wenn mal Gras darüber gewachsen ist und wirst Dich aufspielen und Jugendheld sein wollen. Hüte Dich, Karl Helfinger, hüte Dich dann vor mir, vor dem verlorenen Sohn Deiner toten Schwester!"

Klaus war davon gestürmt. Im Sessel sah ein gebrochener Mann, dem es langsam von den geschlossenen Wimpern niedertröpfte und dem es stoßweise die Brust hob in verhaltenem Schluchzen. Die herbstlichen Sonnenstrahlen spielten in zitternden Lichtern um seinen grauen Bart und huschten über das durchfurchte, verfallene Gesicht. Er merkte es nicht. Die Klingel der Entreehüre, deren Klang ihn seither immer durchzuckt hatte wie die Ankündigung einer neuen Hiobspost, erkönte; er hörte es nicht.

Hörte auch nicht, als nun die Thür sich leise öffnete. Eine Hand legte sich leicht auf seine Schulter und eine Stimme, die sich vergeblich mühte, ein Zittern zu verbergen, flüsterte: "Vater, draußen sind Herren vom Gericht!"

Karl Helfinger fuhr empor. Auch das noch! Doch noch . . . auch dies letzte noch.

Er klammerte sich wie hilfesuchend an die Tochter, die einzig Unverheiratete noch, das Nesthähnchen und sein Liebling von je.

"Kind, sie wollen mich holen", stöhnte er, "fort von Euch, alle verlassen, — von allen verlassen!"

"Vater, sprich nicht so!" und in fassungslosem Schmerz schlang das Mädchen die Arme um den Hals des Vaters, als wolle sie ihn nimmer lassen.

Einen Augenblick blieb's still. Dann löste Helfinger mit sanfter Hand die Arme seines Kindes und sagte mit mühsam beherrschter Stimme: "Nun geh', mein Kind, und führe die Herren herein."

(Fortsetzung folgt.)

Winterschlaf.

(Freie Volkssbühne.)

Die Darstellung war ausgezeichnet, Herr Klei n war als Förster nicht nur laut (wozu die Rolle verführt), sondern auch echt und ergreifend. Er schuf eine Inorrigie Figur, die in ihrer Ebrlichkeit aller Herzen gewann und überdies noch durch einen freundlichen Humor erquickte. Frau Paul-Steinert — des Försters Tochterlein — war in Spiel und Rede so einfach, wie man nur immer sein kann, wenn man nebenher noch wirken will, und Paul Wiensfeld als Hans Meinte ließ uns lebhaft den Verlust empfinden, der uns treffen wird, wenn er im nächsten Jahre nach Hamburg geht. Herr Pauli war im ersten Akt vorzüglich, in den späteren gelegentlich etwas theatralisch. Geradezu unangenehm wirkte er in der letzten Scene des zweiten Actes, wo er als Liebhaber mit geradezu erschreckendem Getöse in die Kammer seines Mädchens stürzt. Im allgemeinen aber sahen wir uns einer Aufführung gegenüber, die auch das Deutsche Theater hätte bieten können, ohne seinen Ruf zu verlieren. Die Darsteller spielten, als wenn sie Abend für Abend zusammenspielen und die Stimmung der Dichtung kam intim und satt zum Ausdruck.

Es ist Winterstimmung in dem Stüd. Dreher führt uns in ein kleines Forsthaus, das im Sommer einsam, im Winter aber fast vergraben ist. Seit Tagen fällt ein dichter Schnee und deckt — wie mit leisen Händen — den Wald und die Erde zu. In der Wohnstube des Forsthauses spinnt eine behagliche Wärme; die böse Kälte draußen wird durch das Feuer des Kachelofens gebannt. In die bescheidene Wohlhabenheit dringt kein kalter Hauch der Not, die in diesen Tagen in den Hütten umgeht. Mit Essen, Trinken und monotonen Gesprächen verläuft der Tag. Man steht früh auf und geht früh zu Bett, die warme

behagliche Lebensstimmung wird nie durch ein Ereignis gestört, aber auch nie durch ein Ereignis belebt. Es ist ein hindämmernder Friede in Hause, der dem Schlaf nahe kommt und nur von den einsamen Waldpatrouillen der Männer unterbrochen wird. Mit gleichmäßigem Tiden begleitet die alte Wanduhr den Gang der Zeit.

In dieser Stille wohnt Trude Ahrens, des Försters Tochter. Ihr Leben ist von den bescheidenen Diensten in Anspruch genommen, die sie ihrem Vater erweist und erweisen kann. Wenn er einen Bericht abliefern muß, unterstützt sie ihn im Kampf gegen die Orthographie, mit der er nicht im besten Einvernehmen lebt. Wenn er aus dem Walde heimkommt, zieht sie ihm die langen Stiefel aus und hält ihm die gewärnten Pantoffeln hin. Seine Pfeifen bilden einen besonderen Gegenstand ihrer Sorge und den abendlichen Croq kann nur sie so bereiten, daß er dem Alten mundet. In dem engen Kreis ist sie die Sonne, die alles erhellet und alles belebt. Zumal, wenn die etwas grobe Lante mit ihrer schrillen Stimme die Behaglichkeit stört, ist Trude der Trost ihres Vaters.

Und Trude ist verlobt. Mit dem Forstgehilfen ihres Vaters — neben dem Briefträger das einzig männliche Wesen ihres Gesichtskreises — hat sie Ring und Treue getauscht. Ring und Treue, Liebe wohl kaum. Die Liebe gedeiht nicht in der Stille, in der sie lebt. In dem lauen Frieden, der alles umspinnt, würde sie fast störend wirken, wie ein leidenschaftliches Wort in einer stillen, gedämpften Unterhaltung. Trude hat sich mit dem Forstgehilfen verlobt, weil ein anderer gar nicht da war, und weil sie, nach Ansicht der Familie, nur doch einmal heiraten mußte. Jemand ein Wechsel kommt dadurch nicht in ihr Dasein. Wenn sie einmal seine Frau wird, verläßt sie nur das eine Forsthaus, um das andere zu beziehen. Wie weit sie auch in die Zukunft blicken mag, sie blickt in immer dieselbe, waldbegrabene, trauliche Stille.

Die Stille aber tötet sie. In ihr lebt eine Kraft, die langsam hinsiecht, weil sie keine Nahrung hat. Mit der Kraft aber scheidt auch die junge Seele, in der sie wohnt. In Trude stirbt etwas und so wirft der Tod seinen Schatten über all ihr Thun. Einmal, als sie in der Pension war, hat sie einen Blick in das weite Leben gekostet und diesen Ausblick hat sie nie vergessen. Die Welt im Forsthaus ist ihr ein Gefängnis, in dem nur die Sehnsucht sie aufrecht erhält. Die Sehnsucht nach der großen Freiheit. Es geht ihr wie der Meerfrau in Ibsens Dichtung: sie hat sich vom offenen Meere in eine enge Lucht hinein verirrt und muß nun traurig im Brackwasser sterben. Aber bevor sie stirbt, tritt ihr noch einmal das Leben nahe. Eines Abends bringen die Männer einen Fremden ins Haus, den sie halbforsoren im Walde fanden. Der Fremde kommt aus der großen Welt, groß insofern, als sie von den Gedanken der Zeit bewegt wird. Er ist Schriftsteller und hat eben seine volksfreundliche Thätigkeit mit Gefängnis büßen müssen. Trotzdem aber — aber eben darum — bringt er die Lust der Freiheit mit. Er zeigt Trude noch einmal die Welt, wie sie sie sehen durfte, ehe sie in der Behaglichkeit des Forsthauses eingesperrt wurde. Er kennt das Wort "Hunger", das sie in ihrem Joch fast vergessen hatte. Er redet von der großen Not, an der die Zeit krankt und von den frischen unverbauten, weiblichen Kräften, die zur Linderung notwendig sind. Er reißt sie aus ihrer Stelle heraus und zeigt ihr wieder das Meer, das weite, offene Meer, mit seinen Stürmen und Gefahren und all seiner Unendlichkeit. In dem stillen Forsthaue giebt es bald eine Revolution. Die Kraft, die so lange in dem jungen Mädchen schlief, hat Nahrung bekommen, und bricht nun jäh hervor wie eine Flamme aus einem verholzten Feuer. Aber nicht nur die Kraft, auch die Neigung ist in Trude erweckt. Von ihrem Verhältnis zum Forstgehilfen fällt plötzlich der Schleier und sie sieht es in seiner ganzen schalen Mittelmäßigkeit. Sie gesteht es sich nicht, aber sie liebt den Fremden. Mit ihm will sie nach Berlin, wie sie sich einredet, um ihrer socialen Aufgabe willen, in Wirklichkeit aber, weil ihr nur an seiner Seite das Leben lebenswert erscheint. Das Schicksal aber gömte ihr dieses Leben nicht. Der Forstgehilfe — ein innerlich roher, gewaltthätiger Mensch — klammert sich mit der ganzen Leidenschaft seiner Sinne an ihren Leib. In einer bösen Stunde giebt die Lante ihm eine höchst realistische Erklärung ihrer "überspannten" Ideen. Die Brautschaft meint sie, mit dem Christmus, der auf dem Lande am besten gedeiht, ist ihr zu Kopf gestiegen — und der Brautschaft macht er nun ein jähes Ende. In der dunklen Hoffnung, sie für immer zu gewinnen, überfällt er sie in ihrer Kammer und nimmt ihr die Keuschheit. Seine Hoffnung macht ihn indessen nicht nur zum Schurken, sondern auch zum Narren: Er hat Trude für immer von dem geliebten Schriftsteller losgerissen, aber damit auch vom Leben, das sie nur mit den Augen dieses Mannes sah. Halb irrsinnig vor Scham und Born, giebt sie sich selbst den Tod. "Der Winterschlaf" ihres Lebens dämmert in den ewigen Schlaf hinüber.

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

— Ueber volkstümliche Kunst sprach, wie wir einem Bericht der "M. Allg. Ztg." entnehmen, Architekt Zell in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft. Kein anderer deutscher Volksstamm übte naiv und von altersher mehr Kunst in Malerei und Schnitzerei aus, als die Bewohner des oberbairischen Gebirgslandes. Die Schnitzarbeiten von Oberammergau und Berchtesgaden, wo die ersten

Schnitzer schon im 12. Jahrhundert in den Pfarrbüchern genannt werden, sind in aller Welt bekannt. Im ganzen Gebirgsland sind die Häuser bemalt, meist mit Heiligenbildern, besonders mit den Bildern der beliebten und vollstimmigen hl. Sebastian, Florian und Leonhard. Auch im Innern der Häuser finden wir eine Vorliebe für Farbenschmuck, unser Blick erfreut sich an den gemüthlichen, anheimelnden Stuben und in den Schlafzimmern, den Prunkzimmern der Bauern stehen die prächtigsten bemalten und geschnitzten Möbel. Von Gau zu Gau zeigt sich hierin eine bestimmt ausgeprägte Eigenart, ähnlich wie es mit Hausbau und Tracht mit Sprache und Sitte der Fall ist. Die Verfertiger dieser bäuerlichen Wohnungseinrichtungen waren die Särainer („Mistler“), die bei allen wichtigen Ereignissen des Lebens, bei der Taufe, der Hochzeit, dem Tode zugleich als Schnitzer, Maler und Dichter thätig sein mußten. Die Hauptthätigkeit entfalteten sie bei der Ausfertigung eines „Kammerwagens“, d. h. der Brautausstattung. Teilweise hatten diese einfachen Dorfmistler eine gewisse höhere Stufe in der Kunst sich erworben, und es bildeten sich in den einzelnen Gegenden ganz bestimmte Richtungen, gleichsam Schulen aus. Die ältesten Möbel, die sich bis jetzt vorfinden, stammen aus der Schliersee-Gegegend und zeigen eigenümlicher Weise slavische Ornamente; diese Kunstübung findet sich von 1627—1720. Woher diese Stil kam, ist noch nicht festgestellt. Aus dem 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts sind wenige Möbel erhalten, sie zeigen aber immerhin die Vorliebe für bunte Malerei. Bedeutenden Einfluß gewann die farbenfreudige Kunst des Rokoko und der Stil Ludwigs XVI. Aber die Formen wurden nicht etwa einfach übertragen, sondern die ländlichen Künstler verwerteten frei und selbstständig die Motive der in der Stadt gepflegten und erlernten Kunst; die naive Eigenart der ländlichen Meister trug immer den Sieg über den fremden Einfluß davon, so daß ihre Arbeiten den Eindruck eigener Art machen. Die Werke bäuerlicher Tischlerkunst zeigen uns den richtigen Gebrauch dekorativer Mittel, indem sie eine allgemein verständliche Sprache über die Beziehungen zu den Besitzern und deren religiösen und sittlichen Empfindungen sprechen und darin über den Gedankenkreis ländlichen Begriffsvermögens nicht hinausgehen. Brautbarkeit und Zweckmäßigkeit waren die bestimmenden Faktoren der Formgebung. Die Konstruktion ist klar und deutlich zum Ausdruck gebracht, die tektonische Gliederung meist gering. Die Farbe ist keine Imitation einer besseren Holzart, sondern dient als Schutz des Holzes. Die Grundfarbe ist meist blau oder grün, darauf wurde die eigentliche Dekoration gemalt. Zur Darstellung kamen die Blumen und Früchte der Heimat, religiöse Bilder, Embleme der Religion, Liebe und Treue, Anfangsbuchstaben, Jahreszahlen, Spruchbänder, selten Landschaften, die vier Jahreszeiten und Szenen aus dem alten und neuen Testament. Die alten Bauernmöbel bilden eine beachtenswerte Quelle für weitere fruchtbringende Anregungen. Der Medner führte verschiedene Künstlerfamilien an, die besonderen Ruhm sich erworben, z. B. die Pöffenbacherische Familie aus Kleinweil, die Familie Bodschütz aus Tölz u. s. w. Insbesondere waren die Tölzer Möbel waren bekannt. Das Bemalen der Möbel war meist Aufgabe der weiblichen Familienmitglieder, die hierin eine besondere Übung hatten. Bestant war in dieser Hinsicht z. B. die Nappfischerin von Tölz. Der Preis der Möbel war sehr gering, Brautausstattungen wurden auf der „Stöhr“, d. h. in Hanse der Braut gemacht. —

t. Die älteste Dichterin — hat es gar nicht gegeben! Das ist das Ergebnis einer Studie, die Karl Niebuhr kürzlich über das sog. „Lied der Debora“ im Alten Testament angestellt hat. Bisher nahm man dort das unmittelbar vorhergehende Kapitel der Bibel, welches eine Erklärung des in seinem Grundstod wirklich alten Liedes bieten will, als brauchbar hin, während Niebuhr nun zeigt, daß dieses Prosastück nichts als eine willkürliche Umdeutung enthält. Debora, eine „Mutter in Israel“, ruft hiernach die Stämme des Volkes, deren Führer Barak ist, zur Erhebung auf gegen die Kanaaniter. Unter Deboras und Baraks Leitung werden die Bedrücker trotz ihrer eisernen Streitwagen bei Megiddo besiegt, ihr Feldherr Sisra kommt auf der Flucht durch die Hand eines Beduinenweibes um. Weil der Triumphgesang dann anhebt: „Auf, Debora, singe das Lied“, hat man diesen, da er etwas sicher vor dem Jahre 1100 vor Chr. oder noch viel früher Geschehenes behandelt, als das älteste uns bekannte Produkt einer Dichterin angesehen, und mithin der Debora diese Würde zugeprochen. Niebuhr weist aber nach, daß eine Reihe prägnanter Minzen Unterschriften trägt, welche die prägende Stadtgemeinde als „Mutter in Kanaan“ bezeichnen, so z. B.: „Thrus, Mutter in Kanaan“, „Sidon, Mutter in Kanaan“. Im Alten Testamente selbst kommt die gleiche Bezugnahme vor; als Joab mit dem Heere Davids die abtrünnige Stadt Abel Beth-Maanah belagert, ruft man ihm von der Mauer herab zu: „Wilst Du eine Stadt vernichten, die eine Mutter in Israel ist?“ Endlich findet sich in dem alttestamentlichen Städteverzeichnis unweit von Megiddo wirklich ein Ort Debora angegeben und dem Liebe für sich allein kann man nicht entnehmen, daß die Debora darin eine Frau sein muß. Aus einem Verse geht vielmehr hervor, daß der Dichter ein Mann war. Folglich handelt es sich um das Siegeslied einer israelitischen Stadtbewohnerschaft, wes besingt preifend den Erfolg eines Aufstandes, den das Gemeinwesen von Debora führen ins Werk setzte. Damit ist aber die Heldin, Prophetin und Dichterin Debora endgiltig aus der Geschichte entfernt, der Vorschlag, künftig von einem „Liede des Stadtdichters“ zu reden, erscheint danach wohl begründet. —

Theater.

Deutsches Theater: Ein Gastspiel. Lustspiel von Hans Olden und Ernst von Wolzogen. — Wieder stand der Name Wolzogen auf dem Zettel und wieder gab es einen Mißerfolg. Aber es war ein Mißerfolg, der nicht bitter zu stimmen braucht. Man kann und muß ihn bedauern, aber man braucht nicht die scharfen Worte zu wählen, die man leider wählen mußte, als Wolzogen sich im Neuen Theater auf den Schleichwegen dunkler Geschäftemacher ertappen ließ. Man braucht es nicht, weil in dem durchgefallenen Stück ein ehrlicher Wille steckt. Olden und Wolzogen hatten ein Motiv erwählt, aus dem sich eine Komödie machen ließ, die nicht nur das Zwerchfell, sondern auch das Gemüt erschütterte. Eine richtige Komödie, keine Späße von Blumenthal u. Co. Freilich: es blieb beim Wollen; aber nach einem lateinischen Sprichwort soll man jeden Willen loben, wenn auch die Kräfte fehlen.

Es handelt sich um den Komödianten Otto Dunkelmann. Dieser Dunkelmann hat Weib und Kind verlassen, um mit einer blonden Choristin durchzubrennen. Na, das ist nicht hübsch, da aber die blonde Choristin vertenselt hübsch war, kann man es ihm verzeihen, wenn er nur draußen in der freien Luft der freien Liebe ein starker und fester Künstler wird. Darin nämlich haben Olden und Wolzogen recht: ein Künstler denkt nur an sich, d. h. an seine Kunst. Das ist sein Gesetz und seine Pflicht. Das ist mitunter sein Glück und seine Auslösigkeit. Unter allen Umständen aber ist es sein notwendiges Schicksal, könnte er kein guter Ehemann sein, ohne ein schlechter Künstler zu werden, dann müßte er allerdings heraus. Aber bitte! das Menschenopfer muß auch einen Sinn haben. Sonst haben wir es einfach mit einer Lieberlichkeit zu thun, die in die Wälder von Heinz Lovote, nicht aber in die Kunst gehört. Heibel hat Elise Leusing verlassen und durfte es thun, weil er Heibel war!

Aber bitte! man muß Heibel sein, um denselben Anspruch zu erheben. Otto Dunkelmann aber ist nicht Heibel, ist überhaupt kein Künstler, sondern ein aufgeblähter Lump. Der Himmel mag wissen, wo Olden und Wolzogen ihre Schauspiel-Erfahrungen gesammelt haben. Fast sollte man meinen, in Choristenschulen, wo jeder ein verkanntes Genie ist (der Direktor, der Lump, sieht es nur nicht ein!), und wo jeder auch in der harmlosesten Situation den Lear tragt, eben weil er ihn in einer ersten nie spielen darf. Aber das wird — dafür bürgt das Milieu der Autoren — nicht der Fall sein. Es fehlte einfach die Kraft. Der Otto Dunkelmann zerrann ihnen unter den Händen. Es kam eine Pflückerarbeit zu stande, die einer allein vielleicht gar nicht fertig gebracht hätte. Damit aber fiel das Stück. Otto Dunkelmann, der von seiner verlassenen Frau freudlich ausgenommen wird, um schließlich doch mit einem Schmierendirektor durchzugehen, ist eine brillante Komödienfigur, wenn er ein brillanter Komödiant ist. Ist er aber — und das ist er in diesem Fall — ein leerer Maulheld, dann kommt ein leerer Späß heraus, der zudem an einigen Stellen brutal und widerwärtig wirken muß.

Aber die Darsteller, die blasse Schemen zu verkörpern hatten, ist wenig zu sagen. Engels, der den Dunkelmann spielte, hat auf seinen Virtuosenreisen viel gelitten. Hossentlich macht man ihm bald klar, daß man keine „Bombenrolle“ braucht, um aufzufallen. Wenigstens am „Deutschen Theater“ in Berlin braucht man das nicht. —

Musik.

Nun haben wir bereits mehrmals Gelegenheit gehabt, das Vaudeville, das französische Seitenstück zum deutschen Singpiel, in fremden und heimischen Beispielen vor uns zu sehen. Wir belamen da zum größten Teil mit simpler Epigonenarbeit zu thun, zu einem kleinen Teil mit Anläufen zu etwas Modernem, zu einem im guten Wortsinne so zu nennenden Naturalismus. Dort das unermittelte Zusammenstößen von einiger Dichtungsmache und einiger Musikmache und das Fortsetzen in altgewohnter Verwechslungskomik und dergl.; hier ein Zueinanderarbeiten von Musik und Text, und Anläufe zu Darstellungen modernen Lebens. Wenig davon und viel von jenem Epigonenhumor bot uns ein Vaudeville, das in Berlin zwar nicht mehr unbekannt ist, aber nun wie neu im Victoria-Theater erfolgreich zur Aufführung kam. Es heißt: „Die Chansonnette“. Der Text ist natürlich wieder eine Compagnie-Arbeit, und zwar von W. Léon und G. v. Waldberg, zwei Männern, die von ähnlichen Leistungen her mit üblicher Mäßigkeit bekannt sind. Inhalt: Die Verwechslungen, mit denen ein alter Koué die Frau seines Unterbeamten und eine sehr lustige Chansonnette durcheinander wirft. Ort: — ja richtig! Italien! Musik: von Rudolf Dellinger, einem Hamburger Kapellmeister, der sich u. a. bereits durch die Operette „Don César“ einen Namen gemacht hat. Zunächst läßt sich die Musik im ältesten Stil der Complets an. Da ist eines mit dem Refrain: „Was sagen Sie zu der Idee?“, eines mit „O Pardon!“, eines mit: „Das geht doch ganz entschieden allein die Hausfrau an!“ und zwei besonders schlagende: „Es kommt der Schwup!“ und — so ein wenig pikant: „Vous comprenez la chose!“ Typus: der wohlbekannte, hier und da mit ein bißchen Sentimentalität.

Nach weiten Strecken solcher Stückelei kommen hier und dort Stellen, an denen der Komponist ein engeres Hineinarbeiten der Musik in den Text versucht. Da erscheinen Erzählungen und Erörterungen ganz hübsch an verschiedene zusammenwirkende Stimmen

verteilt; und jeder der beiden ersten von den drei Akten läuft in ein sehr gut gebautes, zu einem wirklichen Höhepunkt geführtes Finale aus. Beide Finales sind einander ähnlich gehalten: das erste steigert sich zu einem cancanartigen Tanz mit leuchtendem Endtableau, das zweite mit einem ebenjollenen, nur eben bürgerlicher eingeleiteten Tableau. Der dritte Akt fällt recht sehr ab: er schwant zwischen Trivialität, Banalität und Blödsinn hin und her, wohl vorbereitet durch die zwischen Blödsinn, Schwachsinn und Trottelei hin- und herschwandende Gesamtanlage der meisten Figuren.

Von der Aufführung eines solchen Stückes darf man verlangen; erstens sprudelndes Temperament (und zwar noch mehr, als in dieser Musik ohnehin schon liegt), zweitens gutes Singen, und drittens nochmal sprudelndes Temperament. Reinhold Bellhoff (zugleich Regisseur) erfüllte bei seiner Darstellung des Akten diese Forderungen wenigstens insofern, als er seine wohlbekannten Künste zum besten gab. Leonore Wojé erfüllte in der Titelrolle die erste und die dritte Forderung sehr gut; für die zweite war ihre Stimme viel zu unruhig. Die biedere Gattin war eine treffliche Leistung von Helena Körner; Herr Direktor Victor Wausenwein war als ein lustiger Lieutenant erfolgreich; usw. mit abnehmender Grazie.

Kapellmeister Fritz Lehner dirigierte das Orchester, dem der Komponist eine hübsche Fülle von gut klingenden Effekten zu verarbeiten gegeben hat, und steuerte noch eine Einlage bei: „Mein schönstes Liebeslied“, das Fr. Körner zu singen bekam. Man stelle sich eine gedrängte Jahrhundertübersicht vor über alle Schwachstellen, die gekommen und gegangen sind — ach, zum Entzücken! — sz.

Psychologisches.

k. Angenehme und unangenehme Erinnerungen. Ueber die Erinnerungsfähigkeit von Kindern und Erwachsenen hat der amerikanische Psychologe Colegrove nach einem Bericht der „Zeitschrift für Physiologie und Psychologie der Sinnesorgane“ durch Aussendung eines Fragebogens mit 14 Fragen interessantes Material gesammelt. Im ganzen liefen 1658 schriftliche Antworten ein, die freilich nicht immer zuverlässig waren. Die ältesten Erinnerungen gehen schon bis auf das erste Lebensjahr zurück. Ueber die größere und geringere Lebhaftigkeit von angenehmen und unangenehmen Erinnerungen bei Weibern, Indianern und Negern (Männern und Frauen) stellt Colegrove 8 graphisch darstellende Kurventafeln auf. Danach scheinen die angenehmen Erinnerungen doch besser im Gedächtnis behalten zu werden. Eine Ausnahme machen nur die Negern. Merkwürdigerweise ist bei allen das 18. Lebensjahr der alle anderen Perioden weit überragende Kulminationspunkt der angenehmen Erinnerungen. Die Kinder riefen sich von allen Unterrichtsgegenständen am liebsten Geschichte ins Gedächtnis zurück, dann Geographie, Arithmetik, Geometrie, Latein, Griechisch, Französisch, Deutsch. In der Lektüre hatten sie Robinson Crusoe und die Märchen von Grimm am besten im Gedächtnis behalten. —

Aus dem Tierleben.

— Unter den Nonnen-Raupen, welche im verflohenen Sommer in den Kiefernwaldungen der Provinz Ostpreußen verderblich auftraten, ist die Schlaffsucht ausgebrochen, dieselbe Krankheit, welche auch gelegentlich früherer Massenvermehrungen der Nonne besonders in Schlesien und Bayern sich gezeigt hat. Die Krankheitserscheinung besteht darin, daß die halbwüchsigen oder älteren Nonnenraupen plötzlich aufhören zu fressen, an Stamm oder Nadel ruhig sitzend den Tod erwarten, oder, von Unruhe getrieben, die äußersten Zweige und höchsten Spitzen erklimmen, wo sie, oft massenhaft zusammengedrängt, der „Wipfelkrankheit“ zum Opfer fallen. Nach dem Tode haften sie nur mit einem ihrer Hinterbeine fest, während der schlaff herabhängende Körper einem mit überladener Zange gefüllten Sack gleicht. In dieser Zange befinden sich zahlreiche Bakterien, unter welchen man einen gewissen, die Gelatine nicht verflüssigenden beweglichen kurzen stabförmigen Bacillus als Krankheitserreger gefunden zu haben glaubte. Professor Edstein bei der Forst-Akademie Eberswalde ist auf Grund neuer Untersuchungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß jenen als Schlaffsuchterreger seither angesehenen Bakterien nicht die infektiöse Kraft innewohnt, sondern daß diese Mikroorganismen sekundär auftreten, während andere Gebilde, „Körperchen“ genannt, welche man seither auch schon bei kranken Nonnenraupen fand, ihnen aber weniger Bedeutung beilegte, als Ursache der Krankheit angesehen werden müssen. Diese „Körperchen“ sind identisch mit den Erregern der Pebrine, einer die Seidenraupe befallenden Krankheit. Den Beweis dafür zu erbringen glückte Edstein dadurch, daß er aus Italien und Frankreich pebrin-kranke Eier des Seidenspinners bezog, sie zur Entwicklung brachte und mit den aus den erkrankten Raupen in Reinkulturen isolierten „Körperchen“ Nonnenraupen infizierte. In den bald darauf unter typischen Schlaffsuchtercheinungen gestorbenen Raupen wurden wiederum die Pebrineträger nachgewiesen. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ist die Eibe giftig? Die alte Streitfrage, ob der Eibenbaum (*Taxus bacatta*) speziell für Pferde und Hornvieh als Giftpflanze zu betrachten ist, wurde von der Zeitschrift „English Mechanic and World of Science“ neuerdings aufgegriffen. Die

Veranlassung hierzu bot folgender Vorfall: ein vierjähriges kräftiges Zupferd starb plötzlich ohne erkennbare Ursache. Bei näherer Untersuchung erwiesen sich alle Organe als völlig gesund und es konnte auch keine Spur von irgend einem Giftstoff in den Eingeweiden aufgefunden werden. Dagegen fanden sich im Magen etwa 20 je drei Zoll lange Eibenschößlinge ungelant und völlig unverdaut vor. Die Weide, auf der das Pferd zuletzt gegrast hatte, wurde zunächst vergebens nach Eiben abgesehen, auch hatten andere Pferde, Kübler und Esel sie während des ganzen Sommers besucht und keinerlei Schaden genommen. Endlich wurde aber unter einer Buche, versteckt unter anderem Geäst, eine irische Eibe aufgefunden, von der, wie sich deutlich zeigte, vor kurzer Zeit die jungen Triebe abgerissen worden waren. Und da diese letzteren so unbeschädigt im Magen des Pferdes vorgefunden wurden, daß einige von ihnen ohne besondere Mühe wieder an jene Zweige angepaßt werden konnten, von denen sie abgerissen waren, konnte schließlich an ihrer giftigen Wirkung nicht mehr gezweifelt werden. Der Herausgeber der „Engl. Mech.“ knüpft an diese Mitteilung die Bemerkung, daß der Glaube an den giftigen Charakter der Eibe allenthalben tief eingewurzelt ist, aber während die einen diesen Charakter hauptsächlich den jungen Trieben dieses Baumes beilegen, halten die anderen das frische und noch mehr das dürre Laub desselben für äußerst giftig. —

Humoristisches.

— Die unvermutete Klassenrevision. Amtschef (zum Kassierer ins Zimmer tretend): „Nach anderweitigen Vermutungen vermute ich, daß Sie vermutlich schon in den nächsten Tagen eine unvermutete Klassenrevision bekommen werden.“ —

— Der eitle Bau-Praktikant. „Aee, sieh Dir bloß mal unsern Mörtelstudenten an! Jetzt hat der sogar in die Schürze 'ne Bügelfalte!“ —

— Er bleibt im Bild. Passagier zum Droschkenkutscher: „Na, da wollen wir mal einsteigen in den Mistwagen!“

Droschkenkutscher: „Wo soll ich denn den Mist abladen?“ — („Luft. Bl.“)

Notizen.

— Von Ewald König wird im Berliner Schauspielhaus ein neues Werk „Gevatter Tod“ zur Aufführung gelangen. Das Stück wurde auch im Münchener Hoftheater angenommen. —

— Hartlebens Komödie „Ein wahrhaft guter Mensch“ stieß auch bei der Aufführung in Frankfurt a. M. auf lebhafteste Opposition. —

— Aus der „Künstlervereinigung Borpswede“ sind Otto Modersohn, Fritz Overbeck und Heinrich Vogeler ausgetreten; sie bleiben aber in dem Orte wohnen. —

— Bei dem Wettbewerb um ein Lahnlied, der von dem Enser Jagdverein ausgeschrieben wurde, fielen die beiden Preise von 500 M. an H. Stetzel (für den Text) und G. Wohlgemuth (für die Komposition), beide in Leipzig. —

— Der erste akademisch gebildete weibliche Lehrer Bayerns dürfte Fräulein Dr. Rippmüller sein, die als „Ordinarius“ der achten Klasse der städtischen höheren Mädchenschule zu Nürnberg Anstellung gefunden hat. —

— Die Wiener Hofoper hat eben, auf Anordnung des Direktors Mahler, zweihundert Paar — Filzschuhe angekauft, weil es besonders bei den Proben störend empfunden wurde, wenn die auf der Bühne beschäftigten Personen mit knarrenden Stiefeln über die Scene schritten. —

— Im „Theater an der Wien“ erzielte eine Operette von Albert Kauders, „Die Strohwitwe“, Text von Leon und Waldberg, bei der Erstaufführung einen starken Erfolg. —

— Zur Beobachtung des Leoniden-Schwarmes am 15./16. November ist von der Wiener Sternwarte eine Expedition nach Ostindien entsandt. Wahrscheinlich wird, nach neueren Berechnungen, der Schwarm bereits am 15. November 9 bis 10 Uhr abends eintreffen; alsdann würde in Mitteleuropa der Hauptschwarm nicht zu sehen sein. —

— In Oragnano bei Neapel wurde, wie die „R. Fr. Pr.“ meldet, ein römischer Palast aus dem zweiten Jahrhundert nach der Erbauung Roms mit kostbaren Mosaiken, Heizwasserrohren etc. aufgefunden. Der Entdecker ist der deutsche Archäologe Dr. Schuer. —

— Von dem Londoner Blatt „Daily Mail“, einem der ärgsten Kriegsheizer, das einen besonderen „Kriegszug“ ausgerüstet hat, um die Morgenzeitungen möglichst schnell in die Provinz zu bringen, ist die Auflage im Monat Oktober von 638 735 auf 992 808 Exemplare gestiegen. —

— Eine Biographie des Gouverneurs Theodore Roosevelt bereitet das jetzt in New-York lebende frühere Mitglied des deutschen Reichstages L. Vierel vor. —

— In den Yangtschi-Distrikten in China wurden nicht weniger als 40 000 Fasanvögel gesammelt und für die Herstellung von Hutanzug nach Paris exportiert. In Shanghai hat sich eine Gesellschaft gebildet, die der Ausrottung der Fasane entgegenzutreten will. —